Das Facharbeitsthema für Melina lautet:

Bildliche Charakterisierung einer literarischen Figur

Nehmen Sie die nachfolgend abgedruckte Textstelle als Anlass für eine bildhafte Personencharakterisierung. Es steht Ihnen frei, die Person in das ebenfalls geschilderte Handlungsumfeld zu versetzen oder aber sich auf reine Personendarstellungen im Sinne eines Portraits zu beschränken. Auch hinsichtlich des Materials und der Arbeitstechnik sind Sie in Ihrer Wahl frei.
Im Rahmen Ihrer Arbeit sollten Sie Portraits aus dem Bereich der Kunst suchen, die einen oder mehrere der Charakterzüge des 'Mannes mit den Bäumen' aufweisen. Setzen Sie sich mit wenigstens einem der gefundenen Bilder analysierend auseinander.

Viel Glück!

Jean Giono, Der Mann mit den Bäumen

Damit der Charakter eines Menschen wahrhaft außergewöhnliche Qualitäten offenbare, muß man das Glück haben, seine Tätigkeit während vieler Jahre beobachten zu können. Und wenn dieses Tun frei ist von jeglichem Eigennutz und die ihn leitende Idee von beispiellosem Edelmut, wenn ferner sicher feststeht, daß er nirgendswoher Dank erwartet, und wenn er zu dem allem auf der Welt sichtbare Spuren hinterließ, dann hat man unfehlbar einen unvergeßlichen Charakter vor sich.

Vor etwa vierzig Jahren machte ich eine lange Fußwanderung auf den von Touristen nicht beachteten Höhen der Alpen, die gegen die Provence sich hinabsenken.

Ich durchstreifte das Hochland, wo es am breitesten war, und nach drei Tagen befand ich mich in einer unvergleichlichen Wüstenei. Ich kampierte neben einem verlassenen Dorf. Ich hatte seit dem Vorabend kein Wasser mehr gehabt, und so mußte ich welches finden. Die wie ein Wespennest dicht gedrängten Häuser, obzwar zerfallen, brachten mich auf den Gedanken, daß es hier einstmals eine Quelle oder einen Brunnen gehabt haben müsse. Es hatte auch eine Quelle, aber sie war vertrocknet. Die fünf, sechs Häuser ohne Dächer, von Wind und Wetter zerstört, die kleine Kapelle mit eingestürztem Türmchen waren angeordnet wie in den lebendigen Dörfern; aber alles Leben war daraus entwichen.

Es war ein schöner Junitag, mit viel Sonne, aber in diesen ungeschützten und gegen den Himmel offenen Gegenden blies der Wind mit einer unerträglichen Wucht. Sein Heulen in der Häusergruppe war das eines Wilden, der in seiner Ruhe gestört wird. Ich mußte weiter.

Nach fünf Stunden Marsch hatte ich noch immer kein Wasser gefunden, und nichts konnte mir die Hoffnung geben, welches zu finden. Überall die gleiche Trockenheit, die gleichen dürren Gräser. Da sah ich in der Ferne eine kleine schwarze Silhouette. Ich hielt sie für den Stumpf eines einsamen Baumes. Auf gut Glück ging ich auf ihn zu. Es war ein Hirte. Etwa fünfzig Schafe lagerten auf der heißen Erde und ruhten sich neben ihm aus.

Er gab mir zu trinken aus seiner Kürbisflasche, und dann führte er mich zu seiner Hütte in einer Mulde der Hochebene. Er holte Wasser, kostbares, aus einer sehr tiefen Zisterne; darüber hatte er eine primitive Winde eingerichtet.

Dieser Mann sprach wenig. Das ist eben so bei einsamen Menschen; aber man spürte, daß er seiner sicher war und dieser Sicherheit vertraute. Das war ungewöhnlich in dieser Einöde. Er wohnte nicht in einer Schäferhütte, sondern in einem Steinhaus, und man sah genau, wie durch seine Arbeit die Ruine, die er bei seiner Ankunft angetroffen hatte, ausgebessert worden war. Das Dach war solid und wasserdicht. Der Wind, der an den Dachsteinen rüttelte, klang wie das Rauschen des Meeres am Strand. Sein Haushalt war aufgeräumt, das Geschirr gewaschen, der Boden gekehrt, sein Wetzstahl eingeschmiert. Die Suppe kochte auf dem Herd. Ich bemerkte, daß er ebenfalls frisch rasiert war, daß alle seine Knöpfe gut angenäht waren, seine Kleider geflickt mit der peinlichen Sorgfalt, welche die Flicken unsichtbar macht.

Er teilte seine Suppe mit mir, wie ich ihm nachher meinen Tabaksbeutel anbot; aber er sagte, er rauche nicht. Sein Hund, ebenso schweigsam wie der Meister, war wohlwollend ohne Unterwürfigkeit.

Man war sogleich übereingekommen, daß ich die Nacht über da bleiben sollte; das nächste Dorf war mehr als eine Tagereise von hier entfernt. Und zudem kannte ich die Art dieser seltenen Weiler zur Genüge. Es gibt deren vier oder fünf, der eine weit vom andern entfernt, auf diesen Bergabhängen, im Buschholz der Steineichen, weit ab von den Fahrstraßen. Sie sind bewohnt von den Köhlern, die Holzkohle brennen. Es lebt sich da sehr schlecht. Die Familien, eng zusammengedrängt in einem äußerst rauhen Klima, im Sommer wie im Winter, toben ihren Egoismus im engen Kreis aus. Das unvernünftige Verlangen zeigt

sich im verhaltenen Wunsch, diesem Ort zu entfliehen.

Die Männer führen ihre Kohle mit den Camions in die Stadt und kommen dann wieder. Die stärksten Tugenden gehen unter diesem stetigen Wechsel von Hoch und Tief in Brüche. Die Frauen brüten Rache.

Um alles streitet man sich, ebensosehr um den Kohlenverkauf wie um die Bank in der Kirche, um die Tugenden, die sich gegenseitig bekämpfen, um die Laster, die einander widerstreiten, um den Neid der Tugenden und der Laster, unaufhörlich. Und zu all dem greift der ebenfalls unaufhörliche Wind noch die Nerven an. Es gibt ganze Epidemien von Selbstmord und zahlreiche Fälle mörderischen Wahnsinns.

Der Hirte, der nicht rauchte, holte einen kleinen Sack und schüttete einen Haufen Eicheln auf den Tisch. Er machte sich daran, sie genau zu untersuchen, indem er die guten von den schlechten ausschied. Ich rauchte meine Pfeife. Ich bot mich an, ihm zu helfen. Aber er meinte, das sei schon sein Geschäft. Und in der Tat: In Anbetracht der Sorgfalt, die er für diese Arbeit aufwandte, insistierte ich nicht. Damit erschöpfte sich unsere ganze Unterhaltung! Als er einen ziemlich großen Haufen guter Eicheln auf der Seite hatte, zählte er sie ab in Gruppen von zehn. Dabei schied er noch die kleinen aus und die, welche leichte Risse hatten; denn er prüfte sie sehr genau. Als er endlich hundert vollkommene Eicheln vor sich hatte, hörte er auf, und wir gingen schlafen.

Dieser Mensch verbreitete Frieden um sich. Am andern Morgen fragte ich ihn, ob ich noch den ganzen Tag bei ihm ausruhen dürfe. Er fand das ganz natürlich - oder vielmehr, er erweckte den Eindruck, daß nichts ihn zu stören vermöge. Ich hatte diesen Ruhetag nicht unbedingt nötig, aber ich war neugierig und wollte noch mehr erfahren. Er trieb seine Herde aus dem Stall und führte sie auf die Weide. Vor dem Weggehen tränkte er den Sack mit den sorgfältig ausgewählten und gezählten Eicheln in einem Eimer Wasser.

Ich beobachtete, daß er an Stelle eines Steckens eine Eisenstange mitnahm, so dick wie der Daumen und ungefähr anderthalb Meter lang. Gemütlich wandernd schlug ich einen Weg ein, parallel dem seinen. Die Weide für seine Tiere befand sich in einer Mulde. Er überließ seine kleine Herde der Obhut des Hundes und ging den Hügel hinan, wo ich mich befand. Ich fürchtete, er käme, um mir Vorwürfe zu machen wegen meiner Neugierde, aber keine Spur davon: das war sein Weg, und er lud mich ein, ihn zu begleiten, wenn ich nichts Besonderes vorhätte. Er stieg noch zweihundert Meter höher hinauf.

Als er angekommen war da, wo er hin wollte, begann er, seinen Eisenstab in die Erde zu stoßen. So machte er ein Loch und legte eine Eichel hinein, dann machte er es wieder zu. Er pflanzte Eichen. Ich fragte ihn, ob das Land ihm gehöre. Nein, antwortete er. Ob er wisse, wem es denn gehöre. Er wußte es nicht. Er vermute, daß es Gemeindeland sei, oder dann gehöre es Leuten, die sich nicht darum kümmern. Ihn focht es nicht an, daß er die Besitzer nicht kannte. Er setzte so hundert Eicheln mit größter Sorgfalt.

Nach dem Mittagsmahl nahm er seine Arbeit wieder auf. Ich muß sehr hartnäckig gewesen sein bei meinem Ausfragen, daß er darauf antwortete. Seit drei Jahren pflanzte er Bäume in dieser Einsamkeit. Er hatte bereits 100.000 gepflanzt. Von den 100.000 hatten 20.000 getrieben. Von diesen 20.000, so rechne er, werde er noch die Hälfte verlieren durch die Nagetiere oder durch Umstände, die nicht vorauszusehen sind in den Plänen der Vorsehung. Es blieben also 10.000, die hervorsproßten, da, wo es vorher nichts gegeben hatte.

Und nun fragte ich mich, welches Alter dieser Mann wohl habe, offenbar war er über 5o. 55 sagte er mir. Er hieß Elzéard Bouffier. Er hatte einen Bauernhof besessen, in der Ebene unten. Dort hatte er sein Leben erfüllt. Er verlor seinen einzigen Sohn, danach auch seine Frau. Dann zog er sich in die Einsamkeit zurück, wo er Gefallen daran fand, beschaulich zu leben mit seinen Schafen und seinem Hund. Er hatte sich überlegt, daß diese Gegend absterben werde aus Mangel an Bäumen. Und er fügte bei, da er doch nichts Wichtiges zu tun hätte, habe er beschlossen, hier Abhilfe zu schaffen.

Da ich selbst, trotz meiner Jugend, damals ein einsames Leben führte, verstand ich es, behutsam mit einsamen Menschen umzugehen. Aber trotzdem beging ich einen Fehler. Eben wegen meiner Jugendlichkeit mußte ich an meine Zukunft denken und an das Erhaschen des Glücks. Ich sagte zu ihm, daß in dreißig Jahren diese 10.000 Eichen großartig stehen würden. Er entgegnete sehr schlicht, wenn Gott ihm das Leben gebe, dann werde er so viele gepflanzt haben, daß diese 10.000 wie ein Tropfen im Meer sein werden.

Er studierte übrigens bereits die Aufzucht der Buchen, und er hatte neben seinem Haus mit Bucheckern eine Pflanzschule angelegt. Die Setzlinge, die er mit einem Gitter vor den Schafen geschützt hatte, kamen prächtig. Er denke ebenfalls daran, so sagte er mir, weiter unten Birken zu pflanzen, da es dort einige Meter unter der Oberfläche Feuchtigkeit gebe.

Am folgenden Tag trennten wir uns.

Das Jahr darauf kam der Krieg von 1914, in den ich während fünf Jahren einbezogen war. Ein Infanteriesoldat konnte nicht an Bäume denken! Um die Wahrheit zu sagen: die Sache hatte sich nicht tief eingegraben, ich hatte sie mehr nur als einen Zeitvertreib betrachtet, etwa wie eine Markensammlung, und vergessen.

Aus dem Krieg entlassen, befand ich mich im Besitz einer minimen Demobilisationsprämie.

Ich hatte ein großes Bedürfnis nach frischer Luft. Deswegen, und aus keinem andern Grund, machte ich mich auf in jene Einöden.

Das Land hatte sich nicht verändert. Immerhin, oberhalb des zerfallenen Dorfes entdeckte ich in der Ferne so etwas wie einen grauen Nebel, der die

Höhen wie ein Teppich bedeckte. Seit dem Vorabend dachte ich wieder an den Hirten, der Bäume pflanzte. 10.000 Eichen, sagte ich mir, nehmen wirklich einen schönen Raum ein.

Ich hatte während dieser fünf Jahre zu viele Menschen sterben gesehen, als daß ich mir nicht leicht hätte vorstellen können, daß Elzéard Bouffier möglicherweise gestorben sei - um so mehr, als man mit zwanzig Jahren fünfzigjährige Männer als Greise betrachtet, die nichts anderes mehr zu tun haben, als zu sterben. Er war nicht gestorben. Er hatte nur noch vier Schafe, aber dafür hundert Bienenstöcke. Er hatte die Schafe abgegeben, weil sie die Baumplantagen gefährdeten. Um den Krieg hatte er sich ganz und gar nicht gekümmert! Er hatte unbeirrbar weiter gepflanzt!

Die Eichen von 1910 waren also zehn Jahre alt und höher als ich und als er. Dies Schauspiel war beeindruckend. Ich war buchstäblich sprachlos, und weil er auch nicht redete, verbrachten wir den ganzen Tag damit, daß wir schweigend im Wald herumgingen. Er maß in drei Abteilungen elf Kilometer in der Länge und drei Kilometer in der größten Breite. Wenn man sich vergegenwärtigte, daß dies alles von den Händen und dem Herzen dieses Mannes herrührte, ohne jede technischen Hilfsmittel, dann ging einem auf, daß die Menschen auch in andern Gebieten so schöpferisch sein könnten wie Gott, nicht nur im Zerstören.

Er hatte seine Idee weiterverfolgt, und Buchen, die mir bis zu den Schultern reichten, so weit man sehen konnte, bewiesen es. Die Eichen standen dicht und waren über das Alter hinaus, wo die Nagetiere ihnen etwas antun konnten. Wenn die Vorsehung dieses Werk zerstören wollte, wäre sie fortan auf Zyklone angewiesen. Er zeigte mir wunderbare Birkenhaine, die fünf Jahre alt waren, von 1915 stammten, wo ich vor Verdun kämpfte. Überall, wo er richtig Feuchtigkeit unter der Oberfläche vermutete, hatte er Birken gepflanzt; sie standen zart und schlank wie junge Mädchen.

Dieses schöpferische Werk schien sich kettenartig zu bewegen. Er kümmerte sich nicht darum. Er verfolgte hartnäckig seine Aufgabe. Aber als ich in die Dörfer hinunterkam, sah ich Wasser die Bachbette durchfließen, die seit Menschengedenken immer trocken gewesen waren. Das war die großartigste Kettenreaktion, die ich je gesehen habe. In sehr früher Zeit hatten diese trockenen Bachbette Wasser gehabt. Einige dieser traurigen Dörfer, von denen ich zu Beginn dieses Vortrags gesprochen habe, waren da gebaut worden, wo früher gallo-römische Siedlungen gewesen waren. Die Archäologen hatten den Grund durchforscht und Angelhaken gefunden an Orten, wo man im 20.Jahrhundert Zuflucht zu Zisternen suchen mußte, wenn man ein wenig Wasser haben wollte.

Auch der Wind verstreute gewisse Samen. Gleichzeitig mit dem Wasser erstanden auch wieder Weiden, Wiesen, Gärten, Blumen und ein gewisser Sinn des Lebens. Aber die Veränderung ging so langsam vor sich, daß man sich an sie gewöhnte, ohne erstaunt zu sein. Die Jäger, die in diesen einsamen Gegenden nach Hasen oder Wildschweinen jagten, hatten wohl das Sprießen junger Bäume beachtet, aber sie hatten das irgendeiner Laune der Natur zugeschrieben. So störte niemand das Werk dieses Menschen. Wenn es entdeckt worden wäre, hätte man es vielleicht verhindert. Es blieb unbeachtet. Wer in den Dörfern unten und in den Büros hätte sich eine solche Beharrlichkeit in der schönsten Selbstlosigkeit vorstellen können?

Von 1920 an habe ich mindestens einmal jedes Jahr Elzéard Bouffier besucht. Ich habe ihn nie gebeugt oder zweifelnd gesehen. Und dennoch, wer weiß, ob nicht Gott selbst ihn dazu gedrängt hat! Ich habe seinen Verdruß nicht nachgerechnet. Man kann sich leicht vorstellen, daß es für ein solches Gelingen viel Widerwärtigkeit zu überwinden galt; daß man gegen Verzweiflung hat kämpfen müssen, um des guten Endes einer solchen Leidenschaft sicher zu sein. Im nächsten Jahr gab er die Ahorne auf, um auf die Buchen zurückzukommen, die noch besser gediehen als die Eichen.

Um ungefähr die richtige Vorstellung davon zu haben, wie außergewöhnlich die Charakterfestigkeit dieses Mannes war, darf man nicht vergessen, daß sich alles in absoluter Einsamkeit abspielte. So absolut, daß er gegen das Ende seines Lebens die Gewohnheit zu sprechen verloren hat. Oder konnte er wohl deren Notwendigkeit nicht mehr einsehen?

Im Jahre 193 3 bekam er den Besuch eines Forstwartes. Dieser Beamte gab ihm die Weisung, doch ja draußen kein Feuer zu machen, um das Gedeihen dieses natürlichen Waldes nicht zu gefährden. Das sei nämlich das erste Mal, sagte ihm dieser naive Bursche, daß man einen Wald ganz von selbst hervorsprießen sehe. Damals pflanzte er Buchen 12 Kilometer von seinem Haus entfernt. Um sich das Hin und Her zu ersparen - er war damals 75 Jahre alt -, faßte er den Plan, eine Steinhütte zu bauen am Ort der Pflanzungen, was er im folgenden Jahr auch ausgeführt hat.

Im Jahre 1935 kam wahrhaftig eine ganze Delegation, um den «natürlichen Wald» zu besichtigen. Ein hoher Beamter des Wasser- und Forstwesens war dabei, ein Abgeordneter, Techniker. Man redete viele unnütze Worte. Man beschloß, etwas zu unternehmen, aber glücklicherweise unternahm man nichts, es sei denn das einzig Vernünftige: man stellte den Wald unter Staatsschutz und verbot, daß man hier Kohle brenne. Denn es war unmöglich, nicht überwältigt zu sein von der Schönheit dieser jungen Bäume in voller Kraft. Und es machte sogar dem Abgeordneten Eindruck!

Ich hatte einen Freund unter den Forstvorsteherrn der Delegation. Ich eröffnete ihm das Geheimnis. An einem Tage der nächsten Woche suchten wir zusammen Elzéard Bouffier auf. Wir trafen ihn mitten in seiner Arbeit, 20 Kilometer vom Ort der Inspektion entfernt. Dieser Forsthauptmann war nicht umsonst mein Freund. Er hatte ein Werturteil über die Dinge. Er war auch verschwiegen. Ich bot die paar Eier an, die ich als Gastgeschenk mitgebracht hatte. Wir teilten das Frühstück unter uns dreien, und die Stunden vergingen in der stummen Betrachtung der Landschaft.

Die Seite, von der wir kamen, war bestanden mit Bäumen von sechs bis sieben Metern Höhe. Ich erinnerte mich des Anblicks dieser Gegend im Jahr 1913: die Wüste. Die friedliche und regelmäßige Arbeit, die frische Höhenluft, die Genügsamkeit und vor allem die Heiterkeit des Herzens hatten diesem Greis eine schier feierliche Gesundheit verliehen. Er war ein Streiter Gottes. Ich fragte mich, wie viele Hektaren er wohl noch mit Bäumen bepflanzen werde.

Vor dem Aufbruch machte mein Freund einen kleinen Vorschlag über gewisse Pflanzen, denen das Terrain hier zusage. Er maß dem keine Bedeutung bei. «Wahrhaftig, dieser gute Mann versteht von der Sache mehr als ich.» Am Ende einer Stunde Marsch - der Gedanke hatte sich in ihm weiterentwickelt - fügte er bei: «Er weiß mehr als alle. Er hat den berühmten Weg zum Glück gefunden! »

Dank diesem Forsthauptmann wurde nicht nur der Wald unter Schutz gestellt, sondern auch das Glück dieses Mannes. Er ernannte drei Forstaufseher, und er beschwor sie, sich von den Kohlenbrennern ja nicht bestechen zu lassen.

Eine Gefahr drohte diesem Werk einzig im Kriege von 1939. Die Automobile wurden mit Holzgas betrieben; es gab nie genug Holz. Man begann Eichen von 1910 zu fällen; aber diese Bestände sind so weit weg vom Straßennetz, daß diese Unternehmung vom finanziellen Gesichtspunkt aus sich als sehr unrentabel herausstellte. Man gab wieder auf. Der Hirte hatte nichts bemerkt; er befand sich 3o Kilometer davon entfernt und führte friedlich seine Aufgabe weiter, indem er den Krieg von 1939 ignorierte, wie er den von 1914 ignoriert hatte.

Ich habe Elzéard Bouffier zum letzten Mal im Juni 1945 gesehen. Er war damals 87 Jahre alt. Ich hatte den Weg durch die «Wüste» gewählt. Aber jetzt gibt es, trotz der Zerrüttung, in die der Krieg das Land gestürzt hatte, eine Autobusverbindung vom Tal der Durance ins Gebirge. Dieser schnellen Beförderung schrieb ich es zu, daß ich die Gegend meiner früheren Wanderungen nicht wiedererkannte. Es schien mir auch, als ginge die Fahrstraße durch neue Ortschaften. Ich brauchte den Namen eines Dorfes, um sicher zu sein, daß ich mich wirklich in dieser ehemals so verlassenen Gegend befand. Ich stieg in Vergons aus. Im Jahre 1913 hatte dieser Weiler von zehn bis zwölf Häusern noch drei Einwohner. Es waren Halbwilde, die sich bekämpften, von der Jagd mit Schlingen lebten, in der physischen und moralischen Verfassung etwa wie Menschen der Prähistorie. Brennesseln umwucherten die verlassenen Häuser. Die Lebensbedingungen waren hoffnungslos. Es handelte sich für sie nur noch darum, auf den Tod zu warten: eine Situation, die keineswegs die Tugenden begünstigt!

Alles hatte sich verändert, sogar die Luft. Statt der trockenen und heftigen Winde, die mich einstmals empfingen, wehte ein leichtes Lüftchen voller Wohlgerüche. Ein Murmeln, ähnlich dem des Wassers, kam von den Höhen: Es war der Wind in den Wäldern. Und endlich, das Erstaunlichste, ich hörte richtiges Rauschen des Wassers in einem Becken. Ich sah, man hatte einen Brunnen geschaffen. Wasser gab es genug, und, was mich am meisten rührte, man hatte daneben eine Linde gepflanzt, vor etwa vier Jahren, jetzt schon kräftig, ein nicht anzuzweifelndes Symbol der Auferstehung.

Außerdem trug Vergons Spuren eines Wirkens, das nur mit Hoffnung unternommen werden kann. Die Hoffnung war also zurückgekehrt. Man hatte die Ruinen weggeräumt, verfallene Mauerresten abgebrochen und fünf Häuser aufgebaut. Der Weiler zählte nun 28 Bewohner, darunter vier junge Haushaltungen. Die neuen Häuser, frisch verputzt, waren von Gemüsegärten umgeben, in denen gemischt, aber schön gereiht, Gemüse und Blumen wuchsen, Kohl und Rosen, Lauch und Löwenmäulchen, Sellerie und Anemonen. Es war nun ein Ort, an dem zu leben einen die Lust ankam.

Von da ging ich zu Fuß weiter. Der eben zu Ende gegangene Krieg hatte noch nicht wieder das volle Aufblähen des Lebens erlaubt. Aber Lazarus war dem Grab entstiegen. An den unteren Bergabhängen sah ich kleine grüne Gersten- und Roggenfelder und hinten in den engen Tälern grünende Wiesen.

Es brauchte nur die paar Jahre, die uns von jener Zeit trennten, damit das ganze Land strahlte von Gesundheit und Wohlhabenheit. Da, wo ich 1913 Ruinen gesehen hatte, erhoben sich jetzt saubere Bauernhäuser, schön verputzt, die von einem glücklichen und angenehmen Leben zeugten. Die alten Quellen, gespeist von den Regen- und Schneefällen, welche die Wälder anziehen, sprudeln wieder. Man hat Wasserkanäle angelegt. Neben jedem Haus ein Ahornwäldchen, und die Brunnen überlaufen in die Teppiche grünen Münzkrautes. Die Dörfer sind nach und nach wieder aufgebaut worden. Eine Bevölkerung ist aus der Ebene, wo das Land teuer geworden ist, heraufgekommen, hat sich hier niedergelassen und hat Jugend, Leben und Unternehmungsgeist mitgebracht. Man begegnet in den Gassen wohlgenährten Männern und Frauen, Knaben und Mädchen, die zu lachen verstehen und die wieder Freude bekommen haben an ländlichen Festen. Wenn man die alte "Bevölkerung dazurechnet - sie ist nicht wieder zu erkennen, seit sie mit Lust lebt -, so verdanken mehr als 10.000 Menschen ihr Glück Elzéard Bouffier.

Wenn ich bedenke, daß ein einziger Mann mit seinen beschränkten physischen und moralischen Kräften genügt hat, um aus der Wüste dieses «Gelobte Land» erstehen zu lassen, dann finde ich, daß trotz allem das Leben des Menschen wunderbar ist. Wenn ich aber ausrechne, wieviel Beständigkeit, Seelengröße, Eifer und Selbstlosigkeit es gebraucht hat, um dieses Ergebnis zu erreichen, dann erfüllt mich eine unbegrenzte Hochachtung vor diesem alten Bauern ohne Bildung, der aber dieses Werk zu schaffen wußte, das Gottes würdig ist. Elzéard Bouffier ist im Jahre 1947 im Asyl von Banon im Frieden entschlafen.[1]

---

1 Giono, Jean, *Der Mann mit den Bäumen,* Zeichn. von Max Hegetschweller. Übers. aus d. Franz. u. Nachw. von Walter Tappolet. 11. Aufl. Zürich: Theologischer Verlag, 1994